

DAS THEMA: „SLUMDOGS“ IN INDIEN

Die wenigen Meter zwischen Himmel und Hölle

Warum ist der Oscar-gekrönte Film „Slumdog Millionär“ auf dem Subkontinent so umstritten? Eine Spurensuche in den Städten Delhi und Hyderabad.

VON MARCO ROSE

Hyderabad/Delhi. Der Schauspieler Shah Rukh Khan hat leichtes Spiel, wo immer er auftaucht. Schwarzer Anzug, dunkle Sonnenbrille, Dauerlächeln, dazu stets einen dieser Sprüche auf den Lippen, die man von Schauspielern irgendwie erwartet, auch in Indien. Khan ist ein Phänomen, Khan ist Bollywood.

Im Hindu-dominierten Indien ist Khan ein gläubiger Moslem, wie er westlicher kaum sein könnte. Doch mit der Coolness ist es erst einmal vorbei, als an einem Abend Anfang März in einem Fünf-Sterne-Hotel in Dehli die Sprache auf den Film „Slumdog Millionär“ kommt. Klar liebt er Regisseur Danny Boyle und seine Filme, flötet er routiniert. Dass Indien inzwischen weit mehr als nur Armenviertel zu bieten habe, gerade dabei leider in Vergessenheit.

Warum er keine sozialkritischen Filme mache? „Ich bin Entertainer“, sagt Khan, „mehr nicht.“ Das Hotel jubelt. Khan wirft Luftküsschen ins Publikum.

*

Zwischen Himmel und Hölle liegen in Hyderabad nur ein paar Meter. Unten an der Straße drücken sich ungezählte Hütten aus Lumpen und Müll an eine Mauer, oben auf dem Hügel entstehen leuchtend weiße Apartmentkomplexe für die junge indische Oberklasse.

Und mittendrin, auf halber Höhe zwischen Himmel und Hölle, inmitten von Bauwagen und Schotterbergen, sitzt Sarbjeet mit 16 anderen Kindern in einem Verschlag aus weißem Wellblech, der eine Schule ist. Ein Teppich ersetzt Tische und Stühle. Sarbjeet trägt ein sauberes Hemd, kurzes, ordentlich gestutztes Haar und einen roten Punkt auf der Stirn, ein sogenanntes Bindhi. Mit beiden Händen umklammert er seine Schiefertafel, verfolgt konzentriert jede Bewegung der Lehrerin. Seine Lippen formen stumm ein paar Worte, dann explodiert er. Der Zehnjährige schreit sein Wissen so laut heraus, als wollte er es auch seinen Eltern unten in der Lumpen-Hütte mitteilen.

Sarbjeet ist der wahre indische „Slumdog Millionär“: Er ist weder Hund noch Millionär – aber er hat seinen Weg aus Dreck und Elend gefunden: Wissen, Bildung.

*

Nach Angaben der Weltbank hat heute jeder zweite Inder weniger als einen US-Dollar pro Tag zur Verfügung – trotz eines beispiello-



Pauken unter den Augen von Mahatma Gandhi: In dieser Schule der Dr.-Reddy's-Stiftung lernt der zehnjährige Sarbjeet (2. von links) Lesen und Schreiben.

Fotos: Marco Rose

sen Wirtschaftsbooms in den vergangenen Jahren. Jedes zweite indische Kind ist unterernährt, mehr als 50 Prozent der hungernden Weltbevölkerung lebt laut UN in Indien. Vor allem auf dem Land herrscht blanke Not: den Krankenhäusern fehlen Ärzte, den Schulen Lehrer. Das staatliche Schulsystem ist marode. Pädagogen erhalten monatelang kein Gehalt und verweigern die Arbeit. Mancher streicht sein Salär ein und verschwindet dennoch.

Kein Wunder, dass selbst Slumbewohner ihre Kinder auf Privatschulen schicken: Jüngsten Erhebungen zufolge sind Fünftklässler staatlicher Schulen mehrheitlich nicht in der Lage, einen Satz flüssig zu lesen. Jeder dritte Inder ist nach wie vor Analphabet.

*

Zweitausend Kilometer nördlich, im 18-Millionen-Moloch

Delhi, feiert sich die indische Elite selbst. Zur „India Today Conclave“ ist in die Hauptstadt gereist, wer auf dem Subkontinent Rang und Namen hat: Politiker, Wirtschaftsbosse, Stars aus Film und Fernsehen. Es ist die Welt der Superreichen, die die boomende indische Wirtschaft in den vergangenen Jahren hervorgebracht hat.

Aus Angst vor Terroranschlägen hat die Staatsmacht den Tagungsort in einen Bunker verwandelt. Nun philosophiert man mit internationalen Geistesgrößen wie Garry Kasparov oder dem Dalai Lama über die „Herausforderungen des Wandels“ – Obama lässt grüßen.

*

In der Hauptstadt bereitet sich Chief Minister Sheila Dikshit auf das Frühlingsfest Holi vor. In den kommenden zwei Tagen wird sich die Stadt im Ausnahmezustand befinden. Die Regierungschefin des Bundesstaats empfängt in ihrer Residenz ein paar Bürger, die ihr Blumen überreichen. Drei bunt gekleidete Straßenmusiker spielen auf. Dikshit, die weit über 70 Jahre alt und über zehn Ecken mit Mahatma Gandhi verwandt ist, prä-

sentiert sich dem Volk gut gelaut.

Am liebsten redet sie dann über ihren Kampf gegen billige Plastiktüten, die sie per Gesetz aus dem Handel verbannt hat. Eine Erfolgsgeschichte, wie sie meint. Kriminalität, Korruption, Analphabetismus? Dikshit nickt wissend. „Große Herausforderungen“, sagt sie lächelnd und kontert stets mit dem rasanten Bevölkerungswachstum der Metropole: „Pro Jahr müssen wir eine Million Neubürger integrieren. Das ist eine gewaltige Aufgabe.“ Indien, das zeigt sich immer wieder, ist tatsächlich zu groß, zu gewaltig, um sich an Einzelschicksalen aufzuhalten.

*

„A lazy sheep thinks it's wool heavy“, steht in roten Buchstaben an der Wand des Klassenraums in Hyderabad. „Ein faules Schaf hält seine Wolle für zu schwer.“

Sarbjeet hat das früh verinnerlicht: Hilf dir selbst – ansonsten

macht es niemand. Sein Vater verdient als Bauarbeiter wenig mehr als 100 US-Dollar im Monat – eine sechsköpfige Familie lässt sich damit selbst in Indien kaum ernäh-

„Das Projekt ist ein Tropfen auf den heißen Stein, sicher. Aber es zeigt der Regierung: ‚Seht her, es ist möglich, und es funktioniert sogar!‘“

MEMULAPATI MRUDULA,
DR.-REDDY'S-STIFTUNG

ren. Diese Armut trifft alle, die hier auf dem Boden hocken. Sie haben Hunger – Hunger nach Bildung.

Sarbjeet wird dieses Schicksal nicht teilen: Er profitiert von einem Projekt der Dr.-Reddy's-Stiftung für Kinder armer Wanderarbeiter. In den Vororten der Biotech-Boomstadt Hyderabad unterhält die Stiftung mehrere Schulen, in denen Kinder auch mit Kleidung und Essen versorgt werden. Insgesamt verfügt sie über knapp 150 Einrichtungen in

ganz Indien. „Das Projekt ist ein Tropfen auf den heißen Stein, sicher. Aber es zeigt unserer Regierung: ‚Seht her, es ist möglich, und es funktioniert sogar!‘“, sagt die Leiterin Memulapati Mrudula. Leider fehle noch der politische Wille, mehr Lehrer auszubilden.

*

Es ist eine exotische Welt, die die indische Filmindustrie, Bollywood, ihren Zuschauern präsentiert, eine Welt des Wohlstandes. Menschen singen, Menschen tanzen, Menschen sind glücklich. Hunger? Not? Elend? Nicht in Bollywood. „Wissen Sie“, hatte Shah Rukh Khan an diesem Abend in Delhi irgendwann noch gesagt, „Hollywood braucht diese Klischees, und das Indien-Klischee ist halt Armut. Elend und Slums. So etwas verkauft sich gut, vor allem im Westen.“

Am selben Abend haben die Nachrichten zur Hauptsendezeit gemeldet, dass pro Jahr alleine in Delhi 6000 Kinder spurlos verschwinden. Die Opfer würden von Organhändlern ermordet, versklavt oder zur Prostitution gezwungen, heißt es.



Lernen für ein besseres Leben: Selbst Slumbewohner schicken ihre Kinder auf Privatschulen – zu schlecht sind die staatlichen Einrichtungen.

„Die Realität ist viel schlimmer“

Bollywood-Star Rahul Bose hält „Slumdog“ für „ein schönes Märchen“

Delhi. Er gilt als „Sean Penn Indiens“: Schauspieler und Regisseur Rahul Bose zählt zu den wenigen sozialkritischen Stimmen Bollywoods. Im Gespräch mit unserem Redakteur Marco Rose erklärt er, warum auch „Slumdog“ bloß „ein schönes Märchen“ ist.

In Indien hat „Slumdog Millionär“ einen heftigen Streit entfacht. Weil er das Land in einem zu schlechten Licht zeigt?

Rahul Bose: Ich kann niemandem verübeln, der „Slumdog“ sieht und sagt: Ja, so ist Indien wohl.

Ist Indien so?
Bose: Nein, denn die indische Realität ist viel schlimmer. Es gibt in unserem Land immer noch Frauen, die nach dem Tod ihres Mannes als Freiwild gelten, die von dem halben Dorf vergewaltigt werden. Solche Geschichten finden Sie hier jeden Tag in der Zeitung. Etwa jene einer Familie von Unberühmbaren, die in einem Dorf bei Mumbai wohnte. Als die Stadt eine neue Straße bauen wollte,

sollte diese Familie ein Drittel ihres Ackerlandes abgeben. Die Frau wehrte sich dagegen und wurde offen bedroht. Als sie zur Polizei ging, umstellten die Bewohner des Dorfes das Haus der Familie. Frau und Tochter des Mannes, der fliehen konnte, wurden über vier Stunden brutal vergewaltigt und gefoltert, bis sie an ihren schrecklichen Verletzungen starben. Und das geschah im Jahr 2008!

Für Sie ist „Slumdog“ bloß ein schönes Märchen?
Bose: Genau. „Slumdog“ ist ein gut gemachter Mainstream-Film. Was ich an Regisseur Danny Boyle mag, ist, dass er niemals behauptet hat, einen Kunstfilm produzieren zu wollen. Oder gar einen Film über Indien. „Slumdog“ romantisiert das Elend bloß, weil es ein Happy End gibt. In den Slums gibt es meist kein Happy End.

„Slumdog“ ist kein indischer Film?
Bose: Natürlich nicht! Er ist ein Danny-Boyle-Film, der in Indien spielt. Die Debatte in diesem Land

ist wirklich lächerlich. Boyle hat indische Techniker beschäftigt, aber mehr nicht. Und was soll überhaupt dieses Theater um den Oscar? Als ob das englischsprachige Kino das Beste der Welt wäre!

Dem indischen Kino wird oft vorgeworfen, es sei völlig unkritisch und reflektiere nicht die sozialen Verwerfungen in diesem Land.

Bose: Wann und wo war eine Filmindustrie schon der Motor des sozialen Wandels? Filme werden völlig überschätzt. Sie sollten zunächst unterhalten. Auf einer zweiten Ebene sollten sie eine humanistische Botschaft transportieren und dabei helfen, religiöse oder rassistische Vorurteile zu überwinden. Man darf aber von einer Filmindustrie nicht erwarten, das Land aufzurütteln. Das wäre nicht nur unrealistisch, sondern auch unfair. Natürlich: Bollywood produziert teils absurde Mainstream-Filme. Aber es existiert dort keine Diskriminierung, weil alle die Gier nach Ruhm und Geld zusammenschweift.



„Der Film romantisiert das Elend bloß“: Der indische Schauspieler Rahul Bose über „Slumdog“.